

JOACHIM HAUSEN

**ICH.
EIN. TOTER. ERZÄHLT.**



THRILLER VOM LEBEN NACH DEM LEBEN

AAVA
VERLAG

Joachim Hausen

ICH. EIN. Toter. ERZÄHLT.

Thriller vom Leben nach dem Leben

Roman

Leseprobe

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: www.pixabay.com und

© 2017 Collage Wolfgang Herfurth, Birkenfeld

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2502-8

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2503-5

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2504-2

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2505-9

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

AAVAA
VERLAG

Für jene,
die den Tod fürchten

*Wir Menschen leben während unseres
Erdendaseins halb;
das eigentliche Leben der Seele beginnt erst mit
dem
Tode des Körpers.*

Jean-Jacques Rousseau

Ich, Max

*Ich werde nicht gänzlich sterben;
ein wesentlicher Teil meiner Selbst entgeht der
Gruft.*

Horaz, römischer Dichter

Ich bin allein. Ich bin einsam. Ich bin verlassen. Allein, einsam und verlassen liege ich in einem stinknormalen Zimmer des hiesigen Krankenhauses. Das Mittagessen schmeckt wie Katzenfutter. Die Krankenschwestern gefallen mir nicht – bis auf eine, ein hübsches Mädchen Anfang 20, das sein Blondhaar meistens zu zwei Zöpfen geflochten trägt.

Ich zähle zwar 66 Lenze, bin aber immer noch ein *Mann*. Mein schlanker Körper misst 1,82 Meter und funktioniert tadellos – bis auf das Herz. Dieses Organ stolpert unlustig vor sich hin. Ich vermute, dass es sich demnächst

arbeitslos melden wird, eventuell bereits heute.

Das Gehirn hingegen arbeitet hervorragend, wie all die verflossenen Jahre. Ein Kurpfuscher äußerte sich nach der letzten Untersuchung begeistert. Null Anzeichen einer Demenz. Die Adern glatt wie ein Babypopo. Der Denkapparat läuft wie eine Atomuhr, präzise und fehlerfrei.

Ich bin total allein, total einsam, total verlassen.

Meine Frau Katrin starb vor acht Monaten. Herzschlag, behauptete damals die Ärztin.

Krasse Fehldiagnose. Null Ahnung. Dummes Gewäsch.

Katrin Hausmann konnte, genauer gesagt, wollte nicht mehr weiterleben, und zwar wegen ihres zerbrochenen Herzens und der zerschnittenen Seele.

Wie ich diese Aussage begründe?

Fünf Monate vor ihrem Paradiesgang erlitt ihr geliebter Sohn, unser Kind, in den Bergen der Sierra Nevada in Kalifornien einen tödli-

chen Motorradunfall. Der 39-jährige Oliver Hausmann besaß zum Glück weder Familie noch feste Freundin.

Zerschmetterte Mutter. Wehklagende Restfamilie.

Der Schmerz erfuhr vier Wochen später eine Steigerung. Unser zweiter Liebling – speziell der meiner Frau – den 16-jährigen getigerten Kater Leo mussten wir einschläfern lassen.

Böse Schicksalsschläge.

Meine Tochter Olivia, Olivers Zwillingsschwester, kommt heute Abend aus München, will mich morgen früh besuchen und eine Woche bleiben. Liebe Olivia. Das arme Kind. Der Schlag wird es treffen, falls es nur die Leiche seines Papas vorfindet.

Ich seufze. Meine Armbanduhr zeigt 16:23. Freitag, der 13. Oktober 2006. Der Volksmund rät, an solch einem Unglückstag im Bett zu bleiben. Kein Problem für mich, dem Rat-schlag zu folgen. Ich schiele zum Fenster. Im grauen Tag schwimmen graue Wolken, die Regen weinen.

Ich weiß, dass der Tod im Empfangsraum der Ewigkeit geduldig wartet, bis sich mein Herz bei mir abmeldet und, in der Schlange der Arbeitslosen, bei ihm offiziell anmeldet.

Ich entsinne mich an Worte im Buch *Sirach*, die jemand um 2300 vor Christus niederschrieb: *Von Urzeit her ist es bestimmt, Du musst sicherlich sterben.*

Genau.

›Schade, ich hätte gerne noch 15 Jahre gelebt‹, sagt der Kerl in meinem Kopf, der mit mir ins Paradies der Ewigkeit einziehen wird – nehme ich jedenfalls an.

Fürchten *Sie* den Tod? Falls ja, lesen Sie unbedingt weiter. Falls nein, lesen Sie trotzdem meine Geschichte zu Ende. Sie werden überraschende, ungeahnte und – erfreuliche Erkenntnisse gewinnen.

Ich fürchte den Tod nicht. Warum auch.

Unwissende gaben ihm diesen unpassenden Namen. Seine korrekte Bezeichnung lautet jedoch: Wandler.

In der fast Unendlichkeit des Universums geht nichts verloren, überhaupt nichts, keine Energie, kein Atom. Jegliche Art von Materie – zu der auch der Mensch zählt – wird eines Tages aufgelöst, zurückverwandelt in einzelne Atome. Diese verbinden sich mit anderen und bilden, falls die Natur es will, neues Leben, zum Beispiel Grashalme, Weintrauben, Katzen oder – Menschen.

All die Atome der Milliarden Menschen, die einst auf der Erde lebten, existieren noch heute. Sie werden sich eines Tages eventuell mit denen *Ihres* oder *meines* Körpers vereinen und weiterhin bestehen, weiterleben – bis zum Ende des Universums.

Tröstlich. Fantastisch. Real.

Eine Ungewissheit quält mich jedoch gewaltig. Was geschieht mit dem Gehirninhalt, den Gefühlen, mit dem gespeicherten Wissen, den Erfahrungen, meinen Erlebnissen, den Erinnerungen im Lang- und Kurzzeitgedächtnis? Vernichtet der Tod, der Wandler, diese Auf-

zeichnungen, wie man die Daten einer Festplatte löscht?

Viele Menschen bejahen die Frage, andere verneinen sie. Ich stelle keine Vermutungen an. Antwort und die Beseitigung der Ungewissheit werde ich demnächst erfahren – glaube, hoffe ich jedenfalls. Bin echt gespannt. Der Typ in meinem Kopf ebenfalls.

Ich bedaure jetzt, dass ich Worten auf einem Papyrus um 1800 vor Christus nicht folgte: *Feiere den frohen Tag und ruhe nicht an ihm: Denn siehe, niemand nimmt seine Güter mit sich, und noch keiner kehrte zurück, der dorthin gegangen.*

Genau.

›Stimme voll zu«, kommentiert mein Gehirnmitbewohner. ›Du hast versäumt, das Alltagsleben ereignisreicher zu gestalten, intensiver zu genießen.«

»Hinterher ist man immer schlauer«, brumme ich. »Warum hast du mir keine entsprechenden Tipps gegeben?«

Schweigen.

Ich seufze und blicke erneut auf die Armbanduhr, 16:24. Die Zeit scheint eingefroren. Ich schließe die Augen. Das sterbenslangweilige Krankenzimmer und die eintönige Geräuschkulisse der Außenwelt versuchen, mich einzulullen.

Überganglos – Stille. Totenstille?

Ich erschrecke wie nie zuvor im Leben. Ich höre zwar nicht den geringsten Laut – ich *sehe* aber!

Tumult, Hektik und Aufruhr in jeder Gehirnzelle. Rasendes Herz? Nein, funktioniert ja nicht, hat sich abgemeldet, ist arbeitslos. Ich weiß das.

Ich. Bin. Tot. Ausrufezeichen.

Nehme ich jedenfalls an.

Erstaunt sehe ich mich um. Ich erkenne die Umwelt schärfer und farbechter als früher. Toll! Ich freue mich.

Die Freude schlägt in grenzenlose Begeisterung um. Ich schwebe irgendwie und als Irgendetwas unter der Zimmerdecke und sehe auf Max Martin Hausmann hinab, auf *mich*.

Wohlige Schauer huschen durch etwas, das ich zu Lebzeiten Nervenbahnen nannte. Mir scheißegal, um was es sich jetzt handelt. Meine Gefühlswelt und die Erinnerungen existieren weiterhin. Weltklasse!

Ich las mehrmals Artikel in Zeitschriften und sah Berichte im Fernsehen, in denen Menschen im Krankenhaus starben und von Ärzten wiederbelebt wurden. Die ins Leben Zurückgekehrten schilderten ihre Erlebnisse im Reich der Toten fast identisch. Einige sahen sich – wie ich jetzt – über dem Krankenbett schweben und beobachteten die hektischen Maßnahmen der Ärzte. Andere gingen in einem finsternen Tunnel auf ein strahlendes Licht zu. All diese gestorbenen und wiedererweckten Patienten berichteten, dass sie sich sehr, sehr wohl gefühlt, dass sie Zufriedenheit, Harmonie – Glück empfunden haben. Die letzte Aussage der Betroffenen nahm mir die Angst vor dem Tod: *Keiner dieser Menschen wollte zurück, zurück in ihr Leben.*

Was geschieht jetzt mit *mir*? Wie geht es weiter? Was soll ich unternehmen?

Ich, das heißt, der Körper liegt zugedeckt und mit geschlossenen Augen im Bett. Max Martin Hausmann lächelt. Unglaublich.

Ich zucke mit den Schultern. Funktioniert nicht. Klar doch, sie liegen unter mir im Bett.

Eine Tatsache weiß ich jetzt mit absoluter Gewissheit: Der Mensch, der Mann, der Rentner Max Martin Hausmann ist mausetot, wie der Volksmund sagt.

Und trotzdem lebt er – irgendwie. In welchem Aggregatzustand? Unbekannt. Eventuell stellt das schwebende Ding unter der Zimmerdecke meine Seele dar. Wäre doch möglich, oder?

Wann und wie taucht Gott auf? Existiert er überhaupt?

Plötzlich – Erkennen schwappt in mir hoch. Es gibt *keinen* Gott! Jedenfalls nicht in Gestalt, Form, im Wesen, wie ihn Menschen sich ausmalen. Gott stellt keine mit menschlichen Sinnen erfassbare Wesenheit dar, das bedeu-

tet, weder ein materielles noch ein geistiges Lebewesen. Er offenbart sich in der Natur, im Universum. Er hält sich gleichzeitig überall auf, auch in einem Bakterium, einer Blüte, einer Krankenhausratte.

Menschen wollen jedoch einen begreifbaren Gott, einen mit menschlichen Eigenschaften. Sie wollen ihn persönlich ansprechen, zu ihm beten und um Hilfe anflehen. Das ist völlig in Ordnung. Entscheidend ist nur, dass die Menschen im Sinne Gottes handeln, das heißt, Menschlichkeit walten lassen und die Natur respektieren.

Gott ist ALLES, alles Tote, alles Lebendige. Er umfasst das Universum und steckt in jedem Atom, und damit auch in jedem Menschen – in mir. Ermutigend.

Welche Rolle spielt der Wanderprediger Jesus, der Angehörige der revolutionären Sekte der Essener? Der Religionsgründer zählte zu einem der wenigen Menschen, der je auf der Erde lebte, der Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit, Anspruchslosigkeit, Güte, Nächsten-

liebe und Edelmut — also alles, was einen Menschen ausmachen soll — nicht nur predigte, sondern auch vorlebte. Er wollte die Menschheit aus der Finsternis ins Licht der Menschlichkeit, der Erkenntnis führen — leider mehrheitlich erfolglos.

Bis auf den heutigen Tag brachten es die Verantwortlichen der katholischen Kirche, die sich die Kirche von Jesus Christus nennt und in seinem Namen agiert, nicht fertig, auch nur annähernd dessen Lehren und Ansichten zu beherrzigen, geschweige denn vorzuleben.

Da muss mir doch jeder voll zustimmen.

Die Kirchenmänner, viele der Gläubigen und die Mehrheit der Menschen jagten und jagen gierig hinter nur *einem* Gott her — einem Konglomerat aus Geld, Macht und Sex.

Amen, hätte jetzt meine Katrin gesagt.

Der Kerl im Gehirn, der früher oft seinen Senf zu allem gab, schweigt. Wieso? Keine Ahnung. Ich nehme an, er ist echt tot.

Schauer durchrieseln *meine* Wesenheit.

Ich will die Uhrzeit wissen und spähe zum rechten Unterarm, der seitlich des leblosen Körpers liegt. Das Ziffernblatt der Uhr zeigt nach außen. Ich muss also die Position ändern. Gelingt mir das überhaupt?

Ich befehle dem Ding, das ich jetzt darstelle, zu sinken. Schwupps – schwebe ich zum gewünschten Standort. Feine Sache, keine Frage. Super!

Die Uhr lebt noch, 16:25. Schauderhaft. Wieso?

Der vor einer Minute lebende Mensch ist tot. Der tote Gegenstand Uhr arbeitet weiter, lebt also.

Ich nicke, natürlich imaginär. Ich lasse mein *Ich* aufsteigen. Ich absolviere etwas, das ich zu Lebzeiten Fahrstunde nannte. Ich stelle mich ungeschickt an. Hin und her und in Wellenbewegungen torkele ich in der Luft umher. Ich taumele auf die Außenwand zu. Fluchend latsche ich auf die Bremse. Zu spät. Ich stecke im Beton und sehe dicht vor mir ein Armierungseisen, spüre allerdings nichts. Ich befeh-

le mir, den Rückwärtsgang reinzuhauen. Ich jubele, funktioniert prächtig.

Rasch lerne ich, geschickt und geradlinig zu fliegen. Im Gegensatz zu meinem Auto, das ich nur zweidimensional bewegen konnte, beherrsche ich in kurzer Zeit die dritte Dimension. Toll. Wunderbar. Herrlich.

Ich absolviere ein paar Probeflüge und – brette durch die Zimmerwand in den Flur. Wie zuvor in der Außenwand spüre ich keinen Hauch Widerstand. Was sagt mir das? Klarer, logischer Fall. Ich bestehe *nicht* aus Materie. Punkt.

Ich schwirre ins Schwesternzimmer.

Freude überschwemmt das Ding, das *ich* bin. Die attraktive blonde Krankenschwester sitzt am Tisch und trinkt aus einer Wasserflasche.

Ich sinke tiefer. Ich bewundere den akkuraten Scheitel, den die Zöpfe bilden. Ich umrunde Schwester Lena. Sie sieht sehr, sehr süß aus. Zum Verlieben. Hätte ich noch ein Herz, würde es jetzt aufgeregt pochen. Besäße ich einen Bauch, würden dort Schmetterlinge

auffliegen. Ich spüre allerdings ein angenehmes Ziehen und Wonnegefühle an einer Stelle meines *Ich*. Max Martin Hausmann lebt! Traumhaft!

Wann ich mich das letzte Mal verliebte? Mindestens zwölf Jahre her. Wann ich zuletzt Sex genießen durfte? Gebe ich nicht preis.

Unschlüssig, was ich unternehmen soll, schwebe ich aus dem Zimmer und sinke ins Erdgeschoss.

Ich bremse abrupt. Ich erstarre. Ein moduliertes Summen füllt mich aus. Ich lausche.

»Max Martin Hausmann«, wispert eine merkwürdige Stimme. »Das Glück fiel heute auf dich.«

»Wurde auch Zeit«, brumme ich. »Das Pech raubte mir fast die komplette Familie einschließlich Kater.«

»Du musst dein Glück pfleglich behandeln«, fuhr die Wisperstimme fort. »Dein *Ich*, das *Selbst*, der Inhalt des Großhirns, ballte sich in der Sekunde des Herzstillstands zu einem für Menschen unsichtbaren energetischen Gebilde

und verließ das Gehirn. Die Funktionen des Klein- und Nachhirns benötigst du nicht. Diese steuern nur den Körper.«

Unbeschreibliche Gefühle füllen mich aus. Ich kreuze unter der Decke eines Flures.

Die Stimme erläutert weiter: »Von der Sekunde deiner Auferstehung an, bleiben dir exakt fünf Minuten, um ein Säugetier zu finden und dein *Ich*, die neue Existenz in dessen Gehirn festzusetzen. Schaffst du es nicht, löst sich die Zusammenballung auf und wird Bestandteil der Energie in der Atmosphäre.«

Vollbremsung. Schwanken. Ich erstarre bis ins letzte Elektron. Ich nähere mich bereits der Auflösung, bildlich gesprochen. Ich sprudele x-Fragen heraus.

Die Wisperstimme bremst mich aus. »Du wirst nach der Installation im Gehirn deines Wirtes erkennen, was du unternehmen musst. Das Einnisten geschieht automatisch.«

»Wer bist du? Woher kommst du?«, will ich wissen.

Höre ich ein Kichern? Garantiert eine Sinnes-
täuschung.

»Ich lebe seit Jahrzehnten in dir. Nein, ich bin
nicht der Kerl in deinem Kopf.«

Schwer verdauliche Kost. Jetzt aber keine
Zeit, mich damit zu beschäftigen. Ich kreise.
Aufatmen. Ich jage zur Uhr über den Aufzü-
gen. Gütiger Gott! 16:27 Uhr. In zwei Minuten
würde meine jetzige Existenz einen winzigen
Beitrag zur Erderwärmung leisten – oder so.

Ich brauche unbedingt, sofort, augenblicklich
ein Säugetier. Elektrische Schauer schütteln
mich. Natürlich kommt nur ein Mensch in
Frage. Was soll ich, Max Martin Hausmann, in
einem Hund, einer Katze oder Krankenhaus-
ratte anfangen? Langweilig. Furchtbar. Un-
diskutabel.

Ich spähe den Gang entlang zur Eingangshal-
le. Dort gehen Leute ein und aus. Nichts wie
hin!

Bevor ich Vollgas geben kann, tritt eine Frau
aus einem der Aufzüge und schlendert Rich-
tung Ausgang. Über der linken Schulter hängt

eine Handtasche einer Nobelmarke. In der Hand trägt sie eine prall gefüllte weiße Plastiktasche mit dem Aufdruck *Patienteneigentum*.

Ich stutze. Soll ich, der Mann Max Martin Hausmann, im Gehirn einer *Frau* meine zweite Existenz beginnen?

Ich beäuge sie von hinten. Ich fege vor sie. Ich umkreise sie. Gepflegtes weibliches Säugtier. Apartes Gesicht. Nasenspitze einen Tick gekrümmt. Süß. Topp geschminkt. Attraktiv. Unter einer halblangen weinroten Windjacke trägt sie eine rote Bluse, in deren Ausschnitt ich den Ansatz des Busens erkenne. Könnte etwas fülliger sein. Relativ kurzer schwarzer Rock. Runder Hintern, für meinen Geschmack allerdings ein bisschen zu flach. Egal. Endlosbeine, wohlgeformt. Die Füße stecken in lackschwarzen Pumps mit halbhohen Absätzen. Alles dran, was ich mir an einer Frau wünsche – na ja, fast. Jetzt aber scheißegal. Säße ich in ihrem Kopf, würde ich sie/mich ohnehin nur im Spiegel sehen. Ich schätze sie

auf Ende 20 und 1,70 Meter. Keine Zeit mehr, einen anderen Gastgeber zu suchen.

Erinnerungen aus meiner Jugend und dem besten Mannesalter quellen auf. Sie besagen, dass ich damals oft den Wunsch hegte – *eine Frau zu sein*.

Jetzt aber ran, Max Martin Hausmann, die Zeit rinnt.

Ich platziere mich mittig über dem Kopf mit langem nachtschwarzem Haar, das in einem Pferdeschwanz wippt. Absinken. Mühelos schlüpft das energetische *Ich* zwischen den Riesenlücken der Moleküle und Atome der Kopfhaut und Schädelknochen in meine zukünftige Heimstatt.

Wohin jetzt, Max? Wie in diesem Gehirn navigieren? Wie und wo mich einnisten? Die Worte der Wisperstimme fallen mir ein. Ich warte.

Hoherfreut stelle ich fest, dass sich die Energieballung auskennt. Praktische Einrichtung. Mein *Ich*, mein *Selbst*, meine Existenz

installiert sich in einem unbenutzten Areal des Gehirns.

Ich weiß, dass es im Menschenhirn einige derartige Bereiche gibt, warum auch immer. Normalerweise arbeitet die Natur effizient. Sie verabscheut Energievergeudung und lässt nicht benutzte Körperteile verkümmern.

Ich stutze. Keine totale Dunkelheit, wie ich vermutete. Geheimnisvolles bläuliches Schimmern rundum, unterbrochen durch unregelmäßiges etwas helleres Aufblitzen. Ich verstehe. Es handelt sich um winzige elektrische Impulse, die durch die Nervenbahnen flitzen und an den Synapsen aufleuchten, nehme ich jedenfalls an.

Ich brumme enttäuscht vor mich hin, natürlich nicht real, nur äquivalente Signale meines importierten Gehirns. Angstgefühle schwappen hoch. Soll ich blind, taub, gefühllos und ohne Anbindung an die Wirtin jahrzehntelang hier hocken, bis sie stirbt? Unvorstellbar. Geht überhaupt nicht. Ein Unding.

Wie die beschissene Situation ändern? Warum schaltet sich die Wisperstimme nicht ein und beendet diese Trostlosigkeit, Ungewissheit, die Hoffnungslosigkeit?

Ich wünsche mir sehnlichst, dass *mein* Sehkomplex den Kontakt mit dem Sehzentrum im Hinterhauptlappen der Frau herstellt. Schauer rieseln in mir. Ein nanofeiner, oder sogar picofeiner, Energiefaden schießt aus der Zentrale, dem Hauptquartier, wie ich ab sofort meinen Aufenthaltsort nenne, erreicht besagtes Zentrum, fächert in weitere Fäden auf und dringt ein.

Ich jubele, als hätte ich im früheren Leben einen Sechser im Lotto ergattert. Klar und scharf nehme ich die Umgebung wahr, weit- aus deutlicher als in den letzten 40 Jahren. Meine Fernbrille? Abgehakt.

Na also, geht doch! Elegante Lösung der Zentrale, ohne geringste Anstrengung meinerseits. Ich brauche nur Wünsche zu äußern und – zack – erfüllen sie sich. Supertoll.

Ich fordere eine Verbindung zum Gehörzentrum und den übrigen Gehirnregionen. Ich will die Komplettübernahme meiner neuen Frau, wie ich die Gastgeberin ab sofort nenne, will an ihren Gefühlen teilhaben, ihre Erinnerungen durchforsten, alles über sie wissen, die zweite Existenz mit ihr, durch sie erleben.

Klappt nicht. Scheiße! Ratlosigkeit. Ich konzentriere mich auf meinen Wunsch. Ich bitte, flehe, bettele. Null Reaktion. Was jetzt, Max?

Die Frau wirft die Plastiktasche auf die Rücksitze eines knallroten 3er BMW und steigt ein. Toll! Sie verfügt offenbar über einen gewissen Wohlstand. Glück gehabt, Max Martin Hausmann. Ein Leben in einer Hartz IV Empfängerin – unattraktiv, entsetzlich, total langweilig.

Sie legt den Gurt an und fährt los.

Erkenntnis sickert in *mein* Gehirn, wie ich die eingenistete Energieballung, das Hauptquartier, die Zentrale des toten Mannes Max Martin Hausmann, auch weiterhin bezeichnen werde. Eine Erkenntnis, die logisch erscheint. Ich vermute, dass die schlagartige Übernahme

des restlichen Frauengehirns Verwirrung darin erzeugen könnte, Unkonzentriertheit, Unaufmerksamkeit, äußerst gefährlich in einem fahrenden Auto.

Ich lobe die Logik des Hauptquartiers. Sehr um mein Wohlergehen besorgt und – das meiner neuen Frau natürlich.

Sie fährt an der Innenstadt vorbei und die Ensheimer Straße hoch, die in südwestliche Richtung führt. Aha, sie wohnt vermutlich im sogenannten Südviertel, in dem auch mein Reihenhaus steht.

Entschuldigung! Vergaß zu erwähnen, wo ich lebe – lebte. Die Stadt heißt St. Ingbert, eine Mittelstadt im Saarland mit eigenem Autokennzeichen, ungefähr 15 Kilometer östlich der Landeshauptstadt Saarbrücken, also nahe an der Grenze zu Frankreich. Früher gab es hier eine Brauerei namens Becker, die 1998 an die Karlsberg Brauerei im benachbarten Homburg verkauft wurde. Das 42 Meter hohe ehemalige Sudhaus, Beckerturm genannt, bildet eines der Wahrzeichen der Stadt.

Nette Fußgängerzone. Ein Kino mit zwei Sälen. Ein paar ansprechende Restaurants und Kneipen.

Das Saarland, die Landeshauptstadt und St. Ingbert lohnen einen Besuch, am besten im Sommer. Französisches Flair, besonders die Lokale und Kneipen betreffend. Leckeres Essen. Klasse Bier. Na ja, Max Martin Hausmann, jetzt reicht's aber. Treibst da kostenlose Werbung.

Der BMW biegt rechts in die Preußenstraße und stoppt in einer benachbarten Straße vor einem dunkelgrünen eisernen Gittertor. Meine Wirtin öffnet es mit einer Fernbedienung, es rollt nach links. Das Tor der Doppelgarage gleitet hoch.

Donnerwetter! Bei Spaziergängen bewundern Katrin und ich stets dieses Prachthaus auf dem parkähnlichen Grundstück, das an den Schmelzerwald grenzt. Volltreffer! Eine Tatsache scheint gewiss: auf Nimmerwiedersehen bescheidenes Rentnerdasein. Jubelszenen in der Zentrale.

Kein zweites Fahrzeug in der Garage.

Die Frau packt die Handtasche und steigt aus. Neben der feuerfesten Stahltür in der linken Wand tippt sie vier Ziffern in das Tastenfeld der Alarmanlage und legt den danebenliegenden Schalter um. Das Segmenttor der Garage senkt sich. Sie öffnet die Tür, die sich selbsttätig schließt, schiebt einen Riegel vor, durchquert den Waschraum, geht einen kurzen zartgelb gestrichenen Flur entlang und betritt durch eine undurchsichtige grün schimmernde Glastür den Wohnraum.

Sie streift die Schuhe ab, wirft Jacke und Handtasche auf einen lederbezogenen Ohrensessel und eilt zu einer Anrichte aus dem Holz einer Wildkirsche. Sie packt eine der fünf Kristallkaraffen und gießt zwei fingerbreit eines zartbraunen Getränkes in ein schmales Glas mit dickem Boden. Ich lese auf dem Messingschildchen am Karaffenhals: *Grappa*.

Die Frau sinkt aufs Sofa. Ich bewundere das weinrote handschuhweiche Leder. Meine Wirtin seufzt und trinkt zwei Schlucke. Sie

schnäuzt in ein Papiertaschentuch. Vermutlich liegt die Mutter oder der Vater im Krankenhaus.

Ich rüste zur Übernahme meiner neuen Frau. Ich befehle dem Hauptquartier die komplette Anbindung an das Gasthirn. Ich staune. Zahlreiche Energiefäden schießen in alle Richtungen. Die Zentrale lagert den Inhalt des Kurz- und Langzeitgedächtnisses in einen benachbarten leeren Gehirnbereich aus, Dependancen sozusagen. Toll!

Schlagartig stürzen die Umweltgeräusche und vielerlei Gerüche auf mich ein. Hurra! Ich lebe wieder. Der tote Mann Max Martin Hausmann *existiert*.

Meine Gastgeberin wankt. Sie stöhnt. Sie greift mit den Händen an den Kopf. Sie sinkt zurück. »Gütiger Gott!«, murmelt sie. »Was ist jetzt los? Schwindel. Das Zimmer dreht sich. Farbige Schleier tanzen vor den Augen. Zum Glück passierte das nicht auf der Autofahrt.«

Ich danke der Zentrale für die vorausschauende Planung.

Die Frau schüttelt sich, schnauft und atmet tief ein und aus. Sie setzt sich aufrecht und leert das Glas.

Angenehme, mir bekannte, Gefühle in *meinem* Gehirn. Ich forsche in *ihrem* Gedächtnisspeicher. Ich zucke zurück. Legionen von Informationen strömen ins Hauptquartier. Ich bringe Ordnung in die Datenflut.

Meine Frau heißt Lorena Becker, ist 30 Jahre alt und arbeitet von acht bis zwölf Uhr in der Kreditabteilung der hiesigen Kreissparkasse.

Ihre 63-jährige Mutter erlitt um die Mittagszeit einen Gehirnschlag und starb zwei Stunden später im Krankenhaus. Der Vater erlag vor elf Monaten, im Alter von 67 Jahren, einem Scheusal namens Magenkrebs. Keine Geschwister.

Traurige Geschichte. Bedauernswerte Tochter.

Die jetzt elternlose Lorena stellt das Glas auf der Glasplatte des Tischchens aus gebürstetem Edelstahl ab.

Ich staune.

Frau Becker – lächelt. »Endlich ist die Hexe in die Hölle gefahren«, sagt sie leise. »Nun kommt mir ihr unerträglicher Geiz zugute. Ich erbe nicht nur das Haus und den Schmuck, sondern auch eine hübsche Menge Bargeld, Wertpapiere und Papas 50 Krüger-Rand-Münzen.«

Ich freue mich. Goldene Zukunftsaussichten im Wohlstand gaukeln durch die okkupierten Gehirnzellen.

Meine reiche Frau schnappt Schuhe und Jacke, erhebt sich, durchquert das geschmackvoll eingerichtete Wohn-, Esszimmer und betritt durch eine weitere Glastür die Diele mit der Garderobe. Den Fußboden bedecken, wie im Wohn-, Essraum und der Küche mit der offen stehenden Glasschiebetür, pfirsichfarbene Terrakottaplatten. Hübsch. Gefällt mir.

Sie stellt die Schuhe ab, schlüpft in schwarze Slipper, hängt die Jacke auf und marschiert in die Küche. Heiliger Strohsack! Eine Traumküche. Meine Katrin, alle Götter seien ihrer Seele

gnädig, wäre vor Neid geplatzt. Arme, arme Katrin, unser armer Sohn, meine arme Olivia, der arme Kater.

Ich runzele die nicht vorhandene Stirn. Die Zentrale bebt. Was wäre – wenn sie ebenfalls in einem Gasthirm hockt? Falls ja, bestünde eventuell die Chance, dass *meine* Wirtin *Kat-rins* Gastgeber/in trifft. Das Ehepaar Hausmann könnte plaudern, Erfahrungen austauschen und platonische Freundschaft pflegen. Traumhafte Aussicht, falls ...

Lorena füllt die Hälfte eines Glases mit Leitungswasser und leert es.

Meine erste Frau und ich tranken es ebenfalls. St. Ingbert besitzt hervorragendes kalkfreies Grundwasser. Weitaus besser, und natürlich preiswerter, als die fade Brühe in den PET-Flaschen.

Der graue, jetzt regenlose, Tag schaut durchs vorhanglose Küchenfenster. Ich bewundere den mannshohen chinesischen Bambus im liebevoll angelegten Vorgarten. Meine Frau

scheint die Natur zu lieben. Finde ich sehr sympathisch.

Ich, Lorena

Es ist nicht erstaunlicher, zweimal geboren zu werden

als einmal. Alles in der Natur ist Auferstehung.

Voltaire

1

Ich erschrak. Die Haustür klappte. Ein Mann, ein schwächlicher Typ, den ich auf maximal 1,75 Meter schätzte, betrat die Küche. Er trug einen mittelgrauen Businessanzug und ein weißes Hemd mit offenem Kragenknopf. Die dunkelrote Krawatte flaggte halbmast. Der Kerl lächelte.

Lorena blickte zur Funkuhr über der Küchentür, 17:16. Sie lächelte ebenfalls. »Heute bist du aber früh dran, Schatz. Ich freue mich. Wir machen uns jetzt frisch und ich lade dich in den *Goldenen Stern* ein. Wir verdrücken das

teuerste Essen und trinken den edelsten Wein.«

Der Mann riss die Augen auf und umarmte sie. »Was gibt es zu feiern?«

»Die Hexe namens Mutter liegt auf einem Grillrost in der Hölle. Ich werde demnächst das Erbe einstreichen.«

»Donnerwetter! Welch frohe Botschaft. Ich konnte die Giftschlange noch nie ausstehen.«

Sie lachten und küssten sich – innig.

Erdbeben im Hauptquartier. Aufruhr in allen Zellen. Ekelschauer in jedem Atom. O Gott, o Gott! Eine nasse Männerzunge wühlte in Lorenas Mund herum, das heißt – auch in *meinem*, im Mund des heterosexuellen Mannes Max Martin Hausmann. Durch die Integration in *ihrem* Gehirn stellten wir *einen* Menschen dar, eine Einheit aus Frau *und* Mann.

Fieberhaft versuchte ich, die Verbindungen zu den Nerven der Mundhöhle, der Zunge und dem Gefühlszentrum zu kappen.

Totaler Misserfolg. Null Ahnung wieso. Scheiße!

Die Möglichkeit, mich in einer Frau mit einem Partner zu integrieren und die sich daraus ergebenden Konsequenzen, hatte ich nicht bedacht. Böser Fehler! Ich hatte jedoch wegen der fehlenden Zeit überhaupt keine andere Wahl, außerdem wollte ich nicht nochmals das Leben eines Mannes führen, kannte ich in- und auswendig. Ich wünschte mir, eine *Frau* zu sein. Basta!

Die Gründe? Ich wollte, unter anderem, am Liebesleben einer Frau teilhaben. Punkt. In meinem Männerleben hörte und las ich, dass Frauen Sex intensiver und die Orgasmen rauschhafter und erfüllender erleben als Männer. Außerdem kann eine Frau mehrere Höhepunkte kurz hintereinander genießen und die Liebesspiele wesentlich länger ausdehnen, falls sie über einen entsprechenden Partner verfügt. Diese Tatsachen hatten mich maßgeblich zu meiner Entscheidung bewogen.

Jetzt hatte ich den Salat, wie Katrin ab und zu sagte. Musste damit leben. »Jedenfalls weitaus

besser, als echt tot zu sein«, beschwichtigte ich die aufgewühlte Zentrale.

Ich kannte das erwähnte Restaurant. Ansprechendes Ambiente. Aufmerksame Bedienungen. Klasse Essen. Gehobener Laden. Entsprechende Preise. Meine Katrin und ich hatten dort ein paar Mal gespeist.

Lorena/ich genoss zunächst prickelnden Champagner, und zwar der Marke *Krug*. Keine Vorspeise. Ich labte mich am saftigen Rinderfilet mit frischen Champignons, den Bratkartoffeln mit Speck und Zwiebeln, Gemüse und vier verschiedenen Salaten. Ein weicher, wunderbar duftender Burgunder der Lage *Santenay* schmeichelte Lorenas Geschmacksnerven, das heißt, auch *meinem* Empfindungszentrum. Köstlich! Espresso rundete das Essen ab.

Harmonischer Abend des Ehepaares Becker.

Gegen 22:30 Uhr hüpfte ein nacktes Paar ins Ehebett.

Tolles Schlafzimmer. Edler Holzfußboden. Vanillefarben abgetönter Rollputz an Decke

und Wänden. Doppelbett, die Bank am Fußende, Nachttische, ein kleiner Kleiderschrank, eine hüft- und eine brusthohe Kommode bestanden aus Pinienholz. Vier raumhohe Schiebetüren, komplett verspiegelt, beherrschten die Wand gegenüber dem Bett.

Ich schüttelte mich – gedanklich. Warum hatte Lorena solch einen mickrigen, jetzt 42-jährigen, Kerl geheiratet? Blasse Haut. Muskulatur – kaum vorhanden. Schmales Gesicht. Markantes Kinn. Treudoofer Hundeblick der braunen Augen. Fingerlanges, dünnes dunkelbraunes Haar mit sogenannten Geheimratsecken. Na ja, verstehe einer die Geschmäcker der Frauen.

Durch meine Recherchen wusste ich allerdings, dass Herbert dieses Prachthaus und massenhaft Bargeld, Gold und Wertpapiere in die Ehe eingebracht hatte, mehrheitlich die Erbmasse seiner an Brustkrebs verstorbenen ersten Frau Siggi. Hervorragend.

Leidenschaftliche Küsse. Kamen natürlich voll bei mir an. Brr. Ekelig. Scheußlich.

»Hoffentlich legen sie gleich los«, sagte ich zu mir. Ich fieberte dem Geschlechtsverkehr entgegen, wollte endlich Lorenas Liebesleben mitgenießen. Bald würde sich zeigen, ob meine Träume und die Theorien der Praxis entsprachen.

Herbert streichelte die Brüste seiner Frau, küsste sie und knabberte an den Warzen. *Meine* Frau genoss und kam in Fahrt, und wie. Und ich? Ich fuhr mit. Wieso?

In der Gefühlsabteilung der Zentrale existierte exakt der gleiche Bereich wie in Lorenas Gehirn. Im vorherigen Leben hatte er brach gelegen, na klar, ich besaß ja damals keine Frauenbrüste – aber *jetzt*.

Die Lustwellen sprangen mich wie eine Springflut an. Toll. Erregend. Aufpeitschend. Ich hätte mich an den Wonnen weitaus intensiver begeistert, hätten nicht ein Männermund und Bartstoppel das Vergnügen getrübt.

Lorena packte den Penis. Keine Offenbarung. Hoffentlich konnte er meiner Frau/mir Hoch-

genüsse verschaffen und – vor allem – Standhaftigkeit beweisen.

Die linke Männerhand schmeichelte sich zwischen ihre/meine Oberschenkel. Finger brachten das Hauptquartier zum Kochen, leider Männerfinger. Gruselig.

Lorena wand sich, stöhnte, ging voll ab.

Ich mit ihr, was denn sonst.

»Weitermachen, nicht aufhören«, flüsterte sie.

Der Kerl machte weiter. Gott sei Dank.

Köstlichste Gefühle überschwemmten mich, wusste gar nicht mehr, wann ich zuletzt ähnliche genossen hatte. Aufwühlend. Heiß. Die Verwöhnarbeit trieb sie in die Raserei – und mich. Spitzenmäßig. Furios. Himmlisch.

Lorena wimmerte, gurrte, keuchte und stieß mit dem Becken nach. Ein Tsunami reinsten Wollust rollte heran, schleuderte sie höher, immer höher, fegte durch ihr Gefühls- und Sexualzentrum, an denen *ich* klebte wie Messing an einem Türgriff. Selten zuvor erlebt. Hammermäßig.

Sie schrie. Ich im Gleichklang mit ihr – intern. Doppelte Befriedigung. Wieso? Mein eigenes Sexualzentrum hockte nach wie vor in den Gebieten des zentralen Nervensystems, das man mir mitgegeben hatte, und besaß eine Anbindung an Lorenas Gefühlsregionen. Superb, wie wir Saarländer ab und zu sagen.

Lediglich der Wermutstropfen *Mann* vergällte mir die Köstlichkeiten, zum Glück nicht allzu sehr.

Das Ehepaar umarmte sich.

»Hat es dir ein bisschen gefallen, Täubchen?«, säuselte der Ehemann in ihr/mein Ohr.

»O ja, tolle Vorspeise«, flüsterte das Täubchen.

Oh je. Wilde Küsse. Furchtbar. Sie sollten die Scheißküsserei unterlassen und zum Hauptgang übergehen.

Meine Lorena erhörte mich. »Und jetzt, Liebster, serviere *ich* den Hauptgang«, wisperte sie in ein Ohr, ein etwas zu groß geratenes.

»Zur Feier des Tages erfülle ich deinen Lieblingswunsch.«

Jubel toste durchs Hauptquartier.

Herbert hechelte wie eine Rotte Bluthunde.

Ich hechelte mit. Na endlich. Hoffentlich stand er seinen Mann und würde nicht nach drei, vier Minuten abschlafen. Die Zentrale, ich fieberte dem Top Event des Tages, ach was sage ich da, der letzten Jahre entgegen.

Lorena drehte sich auf die rechte Seite und streckte dem Kerl den Po hin.

Hervorragende Idee, dachte ich. Sie will es von hinten genießen. Da wälzt sich der Typ auch nicht auf ihr, sprich *mir*, herum und ich werde vom Anblick seiner Magerbrust und des langweiligen Gesichtes verschont.

Er führte einen Arm unter ihrem Oberkörper durch und die Hand massierte die Brüste. Herrliche Gefühlsschauer. Gefiel mir. Zum Glück besaß er keine raue Handfläche. Die Linke schmeichelte sich zur Scham. Erregend. Berauschend. Fetzig. Ich fieberte den Hochgenüssen entgegen.

Der Kerl drang vor und legte los. Toll. Echt aufwühlend.

Da ich natürlich im vorherigen Leben keine Vagina besessen hatte, quollen zwar unbekannte, aber rauschhafte Gefühle in mir hoch, huschten über Nervenbahnen und füllten mein Gehirn mit Glitzersternen. Wie in der Magmakammer eines Vulkans kochte Lava im Hauptquartier. Irre. Umwerfend. Topp!

Lorena gurrte und girrte, quiekte und stöhnte. Aufbäumen. Fantastisch! Ein leiser Schrei. Mitreißend. Supertoll. Göttlich. So konnte es weitergehen. Garantiert würden weitere Hochgenüsse folgen – hoffte ich. Der Traum, der jahrelange Wunschtraum des toten Mannes Max Martin Hausmann näherte sich der Erfüllung – falls der Kerl durchhielt.

Meine Frau schnaubte, schnaufte und entspannte. Normal. Sicherlich rüstete sie zur zweiten Runde. Ich jubelte.

Unerwartet, ich wollte, konnte es nicht glauben, verließ Herbert die Stätte der Hochge-

nüsse, das Paradies der Liebe, der Glückseligkeit. Frechheit. Was plante der Depp?

Die Antwort ließ mich erschauern, leider nicht vor Lust.

Die Linke des Vollidioten stellte die Verwöhnarbeit ein, einfach so. Scheiße! Aber – welche Freude – die Rettung nahte.

Lorena gedachte offensichtlich nicht, auf ihre Wonnen zu verzichten. Eine feste und doch zarte Frauenhand setzte den Genussreigen fort. Ein Gedicht. Sie beherrschte die Wonnetätigkeit weitaus besser, gekonnter und erregender als die Männerhand. Ich pries die Liebesgöttin Inanna.

Wohlfühlschauer in allen Zellen. Haargenau so hatte ich mir das Liebeserlebnis einer Frau ausgemalt. Ich fieberte weiteren Lustgewinnen entgegen. Ich schwebte in höheren Sphären.

Ich stürzte brutal ab.

Die Lustwogen verwandelten sich in peitschende Wellen der Bestürzung, der Fas-

sungslosigkeit, des Schreckens, rissen Panikfelsen los, die mich zu zerschmettern drohten.

Was soll ich sagen, wie das Entsetzen, den Horror, das Armageddon beschreiben? Grauenhaft!

Der Penis glitt – o Gott, o Gott – in Lorenas süßen Po, in *meinen* Hintern!!! Unglaube. Wut. Heißer Zorn erschütterte jede Zelle, jedes Atom, alles was mich ausmacht. Panik bis ins letzte Elektron.

Früher hatte ich mit Katrin ab und zu ebenfalls Analverkehr ausgeübt. Völlig normal zwischen Liebenden. Scharfe Sache, keine Frage. Aber hier und heute drehte sich diese erregende Tätigkeit ins Gegenteil. *Ich* hatte mich damals daran erfreut. *Ich* hatte gejubelt und genossen.

Katrin und ich hatten nie Aversionen gegen Homosexuelle gehegt. Jeder Mensch soll seine Sexualität ausleben.

Ich jedoch war und bin heterosexuell und werde es auf ewig bleiben. Punkt. Max Martin Hausmann hockte zwar im Gehirn einer Frau,

stellte aber immer noch einen *Mann* dar. Und jetzt, ich durfte gar nicht daran denken, vergewaltigte *mich* ein Kerl! Abscheulich. Zum Kotzen. Aufstand in der Zentrale. Entsetzen in jeder Zelle.

Was sollte, was konnte ich tun? Nichts. Abwarten und Tee trinken, hätte meine Katrin gesagt. Die süße Lorena rettete mich vor Ekelausbrüchen, Gehirnversagen, vor einer Ohnmacht. Sie setzte ihre aufwühlende Handarbeit fort, drängte dadurch das Grauen etwas in den Hintergrund. Raffiniert bewegte sie den Hintern.

Offenbar gedachte sie, die scheußliche Angelegenheit rasch zu beenden, allen Gottheiten sei Dank. Sie genoss, ich überhaupt nicht. Der Vergewaltiger schnaubte, schnaufte und grunzte wie ein Wildschwein. Ekel packte mich. Abscheu quoll hoch. Ich wollte sterben, klappte zum Glück nicht, war ja bereits tot.

Endlich, endlich vorbei. Ich schätzte rund drei Minuten. Den Göttern des Universums sei Dank!

Lorena drehte sich auf den Rücken. Der Barbar beugte sich über sie und krächzte: »Sagenhaft, Liebste. Dein Po ist wahrhaftig *der* Lustgarten, wie du ihn nennst. Hattest du auch Spaß? Hast du mich genossen?«

Ich wollte kotzen. Jeder heterosexuelle Mann hätte ähnlich empfunden, glaubte ich jedenfalls.

Was antwortete meine Lorena? »Ganz nett. Du weißt ja, dass ich Analverkehr nicht besonders aufregend finde. Ab und zu einmal zur Abwechslung und um unserer Liebe willen mach ich gerne mit.«

Vernünftige Frau. Ich beschloss, ihr in den nächsten Tagen noch mehr Vernunft einzupfropfen, das heißt, sie zu beeinflussen, diese scheußliche Rammelei zukünftig komplett abzulehnen.

Der Flachkopf brummte und sank zurück. Minuten später schlüpfte er in Schlafklamotten, deckte sich zu und schaltete seine Nachttischlampe aus.

Lorena eilte ins Badezimmer, das dem Schlafzimmer gegenüber lag. Die Beleuchtung flammte auf. Sie setzte sich auf die Toilette, die zwischen der rückwärtigen Wand und einer brusthohen Mauer stand. Anschließend betrat sie die ebenerdige Duschkabine und duschte den Unterleib ab. Sie schminkte sich ab, putzte die Zähne, wusch Hände und Gesicht und trug Nachtcreme auf. Sie musterte sich im Spiegel, der hinter den beiden Waschbecken bis zur Decke reichte.

Ich bewunderte die straffen Brüste. Meine Frau besaß eine Tätowierung über der rasierten Scham. Die lang gezogene Spitze eines roten Herzens, von der Größe einer Zwei-Euromünze, zielte auf ihre Liebesperle. Aufregend einladend. Leider nicht für mich.

Sie kehrte ins Schlafzimmer zurück, zog Shorts und ein T-Shirt an, glitt ins Bett, deckte sich zu und schaltete ihre Nachttischlampe aus. Gutenachtkuss des Ehemannes? Fehlangeize. Der Befriedigte schnarchte. Die Ehefrau seufzte und drehte sich auf die rechte Seite.

Ich empfand das Äquivalent süßen Herzschmerzes. Meine Lorena, meine neue Frau.

Wirre Träume von lebenden Toten, die über Friedhöfe wandeln, verdarben mir das Schweben im Schlafmeer.

Lorena und ich wachten am Samstag gleichzeitig auf. Mein Gehirn, die Zentrale benötigte ebenfalls Nachtruhe, und zwar maximal sechs Stunden.

Sie schielte zum Leuchtwecker auf dem Nachttisch. Obwohl bereits 8:02 Uhr, herrschte Finsternis im Raum. Der Rollladen des Doppelfensters ließ nicht eine einzige Lichtwelle eindringen.

Ich hasse dunkle Schlafzimmer.

»Ich kuschele noch ein paar Minuten«, murmelte Lorena. Sie dämmerte vor sich hin.

Ich durchforstete Bereiche ihres Langzeitgedächtnisses, benötigte schließlich Informationen, wollte alles über die Gastgeberin, *meine* Lorena, wissen. An einer abgelegenen Stelle stutzte ich. Ich wühlte ein bisschen herum und grub teilweise verschüttete Erinnerungen

aus. Ich staunte. Hätte ich nicht vermutet. Ich fand die Entdeckung ausbaufähig und platzierte sie im Hauptquartier.

Meine Frau schaltete die Nachttischlampe ein, drehte sich auf den Rücken, dehnte die Gliedmaßen und gähnte.

Ich erschrak.

Der Typ neben ihr schnarchte.

Ich fluchte, hatte ihn völlig vergessen.

Der Mistkerl grunzte, nahm ebenfalls Rückenlage ein, gähnte ausgiebig und schaltete seine Lampe ein.

Dämlich grinsend, rutschte er zu Lorena, zu *uns*. »Guten Morgen, mein Täubchen, gut geschlafen?« Er küsste sie auf den Mund.

Die Zentrale schüttelte sich. Scheußlicher Mundgeruch.

»Ja, danke«, antwortete das Täubchen.

Herbert knabberte an einem Ohrläppchen, warf seine und Lorenas Bettdecke zurück, fuhr mit der linken Hand unter ihr blaues T-Shirt und streichelte die Brüste.

Ach du heilige Scheiße! Will dieser Kotzbrocken erneut Sex? Der hat doch nicht alle Laten im Zaun, wie ich im früheren Leben oft zu sagen pflegte. Kriegt der Hohlkopf den Hals nicht voll?

Offenbar nicht. Er schob das Shirt hoch und küsste die Brüste, allerdings nur kurz. Kratzi-ge Bartstoppel. Total unsexy.

Der Kerl packte Lorenas Rechte und – führte sie in *seine* Shorts. »Verwöhne mich ein bisschen«, flüsterte der Gierige. »Ich glühe.«

Hätte *ich* zu Lebzeiten, nach einem Analverkehr am Vorabend, meiner Katrin gegenüber diesen Wunsch geäußert, hätte sie schnurstracks die Jungs in den weißen Kitteln gerufen. Armer, armer Max Martin Hausmann, was hatte er sich da mit dem Wunsch, in einer Frau zu leben, eine Frau *zu sein*, ange-tan? Wie die nächsten 30 Jahre überleben? Ich durfte gar nicht daran denken.

Geifernd schob Herbert die Shorts bis über die Knie.

Seine/meine Frau bewies Geschick. Gekonnt kombinierte sie die Handarbeit mit – o Schreck, o Graus – *Mundarbeit*.

So etwas Ekelhaftes, Abscheuliches, so etwas Widerwärtiges hatte ich noch nie erlebt. Der absolute Horror. Abstoßend. Grau-en-voll.

Da stimmt mir doch garantiert jeder heterosexuelle Mann zu.

Ich glaubte, eine schleimige Seegurke, eine *lebendige*, wühlte im Mund herum. Scheußlich. Unerträglich. Nicht zu überbietender Ekel.

Der Lustmolch zappelte wie ein Hampelmann. Er schnaufte. Er schnaubte. Er prustete, als hätte er eine Tonne Federn verschluckt.

Nein! Nein! Bitte nicht! Aus. Vorbei. Feierabend. Ich hegte nur noch einen Wunsch: zu sterben, richtig, echt zu sterben.

Der Scheißkerl ejakulierte!

Ausnahmezustand in der Zentrale. Mein *Ich*, meine Existenz torkelte am Rand der Auflösung. Selbst dem ärgsten Feind, der meine Familie, einschließlich Kater, abschlachtet,

wünschte ich nicht derartige Höllenqualen, diese Folter.

Unerträglicher Würgereiz rauschte heran. Besäße ich einen Magen, würde er jetzt an der Wand kleben.

Selbstverständlich hatte mich Katrin auch mit dem Mund befriedigt, manchmal sogar zweimal in der Woche. Aber das war doch früher eine völlig andere Geschichte. Meine damalige Frau verwöhnte *mich* mit *ihrem* Mund.

Und Lorena? Jubelarien hallten durchs Hauptquartier.

Wie eine startende Luftabwehrrakete schoss sie aus dem Bett und ins Badezimmer. Das Licht flammte auf. Die Ehefrau umarmte die Toilettenschüssel und übergab sich. Meine arme Frau. Ich wollte heulen. Klappte natürlich nicht.

Offensichtlich hatten *mein* Ekel und *meine* Abscheu bis in ihre sensorischen Felder durchgeschlagen. Unbändige Freude füllte mich. Ich betete zu allen Gottheiten, dass Lorena nie, niemals mehr dem Hornochsen

von Ehemann erlauben würde, in ihrem/meinem Mund zu kommen.

Keuchend erhob sie sich und drückte die Spültaste. An einem der Waschbecken spülte sie den Mund mit heißem Wasser, putzte die Zähne und gurgelte mit Mundwasser.

Sie richtete sich auf und schaute in den Riesenspiegel. Seidig glänzte das pechschwarze Haar. Trotz leichter Blässe fand ich meine Frau süß, sehr süß. Rehbraune Augen musterten die Spiegelfrau. »Scheußlich«, brummte diese.

Lorena nickte und eilte ins Schlafzimmer. Aus der hüfthohen Kommode nahm sie einen weißen Slip und einen blauen BH.

Räuspern aus dem Bett. »Baby, was war heute los mit dir?«, wollte der Unersättliche wissen. »So hast du in der Vergangenheit noch nie reagiert. Im Gegenteil, es hat dir doch immer Spaß gemacht.«

Baby zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, Herbert. Abscheulich. Der Magen rebel-

lierte. Eventuell lag es daran, dass ich demnächst meine Tage bekomme.«

Dümmliches Brummen aus dem Bett.

Sie kehrte ins üppig dimensionierte Badezimmer zurück. Weiße Marmorplatten bedeckten den Fußboden. An den Wänden glänzten großformatige schwarze Marmorfliesen mit silbrig blitzenden Einschlüssen. Edel.

Lorena zog die Schlafklamotten aus und stopfte sie in den Wäschekorb. Sie band das Haar zu einen Pferdeschwanz und steckte ihn auf dem Kopf fest. Sie betrat die Duschkabine, deren Glasfront sich zwischen der Stirnwand neben der Tür und einem raumhohen Mauer vorsprung erstreckte. Nach dem Duschvorgang ordnete sie den Pferdeschwanz, zog die Unterwäsche an und schminkte sich dezent.

Im Schlafzimmer schob sie die rechte Schiebetür des Spiegelschranks zur Seite. Beleuchtung flammte auf.

»Sauscharfer Körper«, kommentierte der Kerl im Bett.

Ich hätte den Sexgierigen am liebsten umgebracht.

Lorena verdrehte die Augen, zog enge dunkelblaue Jeans und eine leuchtend blaue, aus merzerisierter Baumwolle gefertigte, Bluse an und streifte eine taubenblaue Kaschmirweste darüber. Sie schlüpfte in offene Hausschuhe und sah den blöd glotzenden Gatten an. »Ich mach jetzt das Frühstück und erledige später den Wochenendeinkauf«, beschied sie ihm.

Er nickte nur.

Regenschauer verunstalteten den Sonntagnachmittag. Herbert, der als Berater für die ortsansässige SAP-Niederlassung arbeitete, packte nach dem Kaffeetrinken seine/meine Frau, *uns*, an einem Oberarm. »Hör mal, Kätzchen, du weißt, dass ich morgen früh nach Aachen fahren muss und erst am Freitagnachmittag zurückkomme«, säuselte er.

Kätzchen warf die Blicke zur Decke.

»Da könnten wir ... ich meine, wir sollten jetzt eine aufregende Liebesrunde drehen. Wer weiß, vielleicht passiert ein blöder Auto-

unfall, der mich wochenlang ans Krankenbett fesselt oder auf ewig ins Grab bringt. Wie siehst du das?«

Ich sah das buchstäbliche Grauen heraufziehen.

Er grinste, als sei er einer Klapsmühle entsprungen.

Lorena beugte sich leicht zu ihm. Ich vermutete, dass ihre wunderschönen Augen funkelten. »Ich sehe überhaupt nichts, Herbert. Wie oft muss ich es dir noch sagen: Ich verabscheue Sex nach Fahrplan. Das hat doch mit Liebe nichts zu tun. Ich möchte mich treiben lassen und wenn ich mit dir Sex zu machen gedenke, dann will ich auch einmal die Initiative ergreifen. Du hast mir bisher äußerst selten die Möglichkeit dazu gegeben.«

Ich vollführte interne Freudensprünge. Jawoll, süßes Kätzchen, zeig diesem Perversen die Krallen. Der glaubt wohl, er lebe im alten Rom und habe sich eine Sexsklavin gekauft.

»Außerdem steht mir heute der Kopf überhaupt nicht nach Sex. Ich bekam zwei Tage

Sonderurlaub, wegen Mutters Tod, und muss zu einem Beerdigungsinstitut. Daneben will ich in ihrem Haus nach dem Rechten sehen.« Sie schnaubte.

Der Geile hob die Hände. »Ja, ja, schon gut. Reg dich ab. Dachte, es lenkt dich ab und macht dir Spaß, sich mit mir ein bisschen im Bett zu wälzen.«

»Nicht heute.«

Süße Lorena.

Er nickte und rauschte aus dem Raum.

Sie räumte den Tisch ab, verstaute das Geschirr in der Spülmaschine, schnappte den Tischsauger in der Wandhalterung neben der Küchentür und entfernte die Krümel von der honiggelben Bassetti Tischdecke mit dem Bienenmuster. Minuten später heulte der Staubsauger über die Fußböden. Im Schlafzimmer sortierte sie Handtücher und Unterwäsche des geilen Herbert in eine Kommode.

Ich staunte. Bereits gestern hatte ich registriert, dass dieser Ehemann seine Gattin überhaupt nicht bei Hausarbeiten unterstützte.

Da hätte Herr Faulenzer meine Katrin erleben sollen! Wenn *ich* weder den Tisch gedeckt, abgeräumt und den Staubsauger geschwungen noch den Wochenendeinkauf erledigt, ab und zu die Wäsche im Keller auf- oder abgehängt und im Garten gearbeitet hätte, wäre sie in den Streik getreten, das heißt, null Sex, kein Essen.

Raue Sitten im Hause Hausmann.

Blaues Schimmern zwischen hellgrauen Wolken und zwölf Grad begrüßten den Montagmorgen. Das Ehepaar Becker beendete gegen acht das Frühstück. Der unmögliche Kerl trug dunkelblaue Jeans und ein leuchtend rotes Flanellhemd.

Meine Frau, in einem flauschigen sandfarbenen Morgenmantel, stellte Butter, Wurst und Käse auf das Tablett mit drei Gläsern verschiedener Marmeladen.

Der Ehemann stand ebenfalls auf, allerdings nicht, um der Gemahlin beim Abräumen zu helfen. Er berührte ihren linken Oberarm und sah *uns* ins Gesicht. Merkwürdiges Schimmern in den Hundeaugen. Er grinste – dämlich. »Baby ... äh ... du könntest die lange Autofahrt ein wenig aufheitern.«

Baby runzelte die Stirn, bekam ich ja mit. »Wie soll ich das verstehen?«

Grottendoofes Kichern. »Jetzt komm, Kätzchen, stell dich nicht so an.« Er beugte sich zu

ihr/mir. »Ich habe noch ein bisschen Zeit. Ich denke ... an ein nettes Blaskonzert.«

Panik im Hauptquartier. Entsetzen in jeder Gehirnzelle. Würgeorgien hockten in den Startlöchern.

Ein knurrendes Kätzchen stemmte die Arme in die Hüften. »Bist du total bescheuert, Herbert? Hast du mir gestern nicht zugehört? Ich wiederhole mich nicht mehr. Falls du Gelüste verspürst, geh ins Bad und hol dir einen runter.«

Ja, süßes Kätzchen, zeig dem Lüstling die Fangzähne! Die Würgereize verschwanden in einem schwarzen Loch.

Der Kerl hüstelte und verließ den Raum.

Kopfschüttelnd räumte die standhafte Lorena den Tisch ab, schnappte den Tischauger und kehrte ins Esszimmer zurück. Ach, wie ich sie liebte.

Mit einem schwarzen Koffer und einer umgehängten Aktentasche betrat der Düpierte den Raum und sagte: »Ich schwirr jetzt ab.«

Sie sah ihn an. »Hast du alles dabei? Auch den Anzug?«

Nicken. »Der liegt bereits mit dem Regenmantel im Auto.«

Die Ehefrau umarmte ihn. »Fahr vorsichtig. Und viel Erfolg bei den Schulungen und Beratungen und ... lass die Finger von jungen Frauen, Mädchen.«

Er verdrehte die Augen. »Keine Sorge, Baby, du weißt, dass ich nur dich liebe. Außerdem – du bist ja noch jung und knackig. Pass schön auf das Haus auf, vergiss nicht, den Rasen zu mähen, den Mülleimer raus zu fahren, und stell keinen Unsinn an.«

Sie küssten sich – zum Glück kein schleimiges Zungenwühlen, nur kurzes Schlängeln. Trotzdem saueklig.

Er drehte sich um und verschwand Richtung Waschraum.

Den Göttern sei Dank, vier panikfreie Tage lagen vor mir. Lorena eilte in die Küche und verstaute die Lebensmittel im Riesenkühlschrank. Hupkonzert. Sie spähte aus dem

Fenster. Wir sahen den nachtschwarzen 5er BMW Kombi und am offenen Seitenfenster den vorgebeugten und winkenden Ehemann. Ich hielt den Atem an, bildlich gesprochen. Das Mondkalb rammte fast den Zaun.

Meine Frau schüttelte den Kopf und räumte das Geschirr in die Spülmaschine. Wie Katrin und ich vergaß sie nicht, es zuvor unter fließendem Wasser abzuspülen, sehr löblich.

Schluchzende Zentrale. Arme, arme Katrin, unser armer Sohn, meine arme Olivia, der arme Kater.

Das Haar zu einem Zopf geflochten, topp geschminkt, mit weißen Perlen an Ohren und Hals und in einen dunkelblauen Hosenanzug, schneeweißer Bluse und hochhackige schwarze Pumps gekleidet, schritt Lorena mit mir in die Garage. Ich hatte ja keine andere Wahl. Die Handtasche aus geschmeidigem schwarzem Leder legte sie auf den Beifahrersitz.

Zehn Minuten später hockte meine Frau in einem Beerdigungsinstitut einem fettleibigen Mann mit Glatze und dunkelgrauem Anzug

gegenüber. Das weiße Hemd spannte über den stattlichen Bauch, auf dem die silbergraue Krawatte wie ein Putzlappen lag.

Sie teilte ihm alles Wissenswerte mit und orderte eine Urnenbestattung. Der Kerl salbarte herum und versuchte, meiner Frau die teuersten Produkte anzudrehen.

Sie gab die preiswerteste Beerdigung in Auftrag.

Ich freute mich. Standhafte, rationelle Lorena, ich liebe dich.

Sie fuhr zum Bahnhof, parkte und schlenderte zum nahen Amtsgericht in der Ensheimer Straße. Eine Viertelstunde später verließ sie das Sandsteingebäude. Sie stieg ins Auto und brummte: »Lahmarschige Bürokraten! Muss eine Sterbeurkunde abliefern. Dauert danach wochenlang, bis ich den Erbschein in den Händen halte.«

Sie stellte den BMW in der Poststraße auf dem Parkplatz *Am Großbach* ab, spazierte in die Ludwigstraße und betrat ein Schuhgeschäft. Nach zahlreichen Anproben kaufte sie

ein Paar bordeauxfarbene feste Halbschuhe mit dicker Sohle.

Die 199 Euro zahlte sie mit der EC-Karte. Der Preis juckte sie nicht, wie ich in einem ihrer Gedankenfelder feststellte. Toll, wenn man über ausreichend Mäuse verfügt.

Ich bedauerte, dass ich meine Katrin nicht derart hatte verwöhnen können.

Lorena kehrte zum Auto zurück und warf die Tragetasche mit den Schuhen auf den Beifahrersitz. Zehn Minuten später verspeiste sie beim *Schleppi*, einer Rostwurstbude mit Holzkohlengrill neben dem Kino, eine weiße Currywurst – ohne Pommes frites.

Wir Saarländer nennen eine gegrillte rote oder weiße Bratwurst *Rostwurst*. Beim *Schleppi* gibt es landesweit die besten Grillwürste. Ich glaube, hier aß ich hunderte Currywürste *mit* Pommes frites, ersetzten mir manchmal das Abendessen.

Sie überquerte die Rickertstraße und setzte sich im altherwürdigen *Hotel zur Post* an die

Theke und trank ein Ur-Pils der Karlsberg Brauerei in Homburg.

Wir vorhin die Wurst, genoss ich jetzt das frisch gezapfte Bier, das sowohl in Lorenas als auch in meinem Gehirn für angenehme Gefühle sorgte – ohne einen Cent zu bezahlen. Tolles Leben eines toten Rentners.

Auf dem Weg zum Auto fühlte ich Zufriedenheit im Innern meiner Frau. Ich freute mich mit ihr und für sie.

Sie lenkte den BMW in die Ensheimerstraße, bog links in die Karl-August-Woll-Straße und anschließend rechts in die Albert-Weisgerber-Allee, benannt nach einem Maler und Grafiker, der am 21. April 1878 in St. Ingbert geboren wurde. Leider fiel er am 10. Mai 1915 einer schrecklichen Bestie zum Opfer, die man Erster Weltkrieg nennt. Er diente mit dem Ungeheuer Adolf Hitler im selben Regiment.

Den Besuch der hiesigen Albert-Weisgerber-Ausstellung empfehle ich jedem.

Mit Wehmut in allen Gehirnzellen stellte ich fest, dass Lorena in mein ehemaliges Wohn-

viertel einbog. Sie fuhr in eine abzweigende Straße, parkte, stieg aus, eilte in eine Stichgasse und klingelte an der weißen Haustür eines Reihenhauses. Die Tür öffnete sich. Eine etwas kleinere Frau riss die grünbraunen Augen auf – strahlte und rief: »Mein Gott, Lorena, ewig nicht gesehen!«

Ich kannte sie, allerdings nicht persönlich, sondern aus dem Erinnerungsspeicher meiner Gastgeberin. Die 32-Jährige hatte ebenfalls in der Kreditabteilung der Kreissparkasse gearbeitet und vor sechs Wochen ein Kind zur Welt gebracht.

»Habe mich endlich aufgerafft, Marietta, dich zu besuchen und euren Sohn zu bewundern.«

»Ich freue mich. Komm rein.«

Die Frauen umarmten sich. Wangenküschchen.

»Setz dich im Wohnzimmer aufs Sofa. Ich bringe Wasser.«

»Danke.«

Marietta stellte eine Flasche Mineralwasser und Gläser auf den Couchtisch und nahm in

einem der üppigen Sessel Platz. »Erzähl ein bisschen Tratsch über die Kolleginnen und Kollegen«, sagte sie und strich eine Strähne ihres mittelblonden Haares zurück, das sie zu einem Knoten gesteckt trug.

Kichernd legte meine Lorena los.

Nach einer Viertelstunde hielt sie inne. »So, und jetzt will ich endlich den Stammhalter Noah sehen«, verlangte sie mit gespielt energischem Tonfall.

Lachend erhob sich Marietta. »Ich bringe ihn.«

Zwei Minuten später wiegte meine Frau den Knaben in den Armen. Sie flüsterte Koseworte und musterte mit zärtlichen Blicken das Baby, das fröhlich mit Ärmchen und Beinchen strampelte. »Sehr süß«, stellte sie fest.

Ich runzelte die imaginäre Stirn. In der Gefühlsregion in Lorenas Zwischenhirn hockten Wehmut, Traurigkeit und – Neid. Ich forschte nach und entdeckte eine erfreuliche Tatsache, zumindest für mich. Meine Frau hatte ein Jahr nach der Hochzeit erfahren, dass Herbert

keine Kinder zeugen konnte. Die Gründe interessierten mich nicht die Bohne, wie man zu sagen pflegt.

Nein, ich bin *kein* hartherziger Kerl.

Katrin und ich hatten Zwillinge groß gezogen und damit unsere bevölkerungspolitische Aufgabe erfüllt. Ich dankte Gott, Jesus, Maria und Joseph dafür, dass ich weder in naher noch ferner Zukunft das Plärren eines Babys und die Mühsal seiner Erziehung miterleben muss. Thema erledigt.

Minuten später krächte Noah. Lorena sah erschrocken hoch. »Habe ich etwas falsch gemacht?«

Die Mutter kicherte. »Nein. Der kleine Mann hat Hunger.« Sie setzte sich in einen Sessel, knöpfte die grüne Bluse auf und klappte den linken Teil des Still-BHs auf.

Lorena reichte ihr das Kind.

Das gesättigte Baby an einer Schulter ging Marietta im Wohnzimmer auf und ab, bis es ein Bäuerchen gemacht hatte, wie man so schön sagt, und trug es ins Kinderzimmer.

Zurückgekehrt rief sie: »Jetzt koche ich Kaffee und wir verdrücken den Käsekuchen, den ich gestern gebacken habe, und quatschen, bis sich die Balken biegen.«

Selbstredend genoss ich mit.

Kurz vor fünf verabschiedeten sich die Mädels mit Wangenküsschen und dem Versprechen weiterer Kaffeekränzchen.

Im Auto stieß Lorena gegen die Tragetasche mit den Schuhen. Stirnrunzelnd nahm sie das darunter liegende großformatige Kuvert hoch und murmelte: »Verflixt, vergaß, es zur Post zu bringen. Herbert hat es hier hingelegt. Das Ding muss noch heute raus, sonst bringt er mich um. Ich fahre sowieso in die Stadt und werde schön essen gehen.«

Saarländer *gehen* immer *schön* essen.

Sie parkte vor dem Postgebäude, eilte hinein und reihte sich in die Schlange der Wartenden ein. Jemand tippte ihr auf eine Schulter. Sie drehte sich um, blickte in ein strahlendes Frauengesicht und riss die Augen auf. »Gütiger Gott, Adriana, lange nicht gesehen, ob-

wohl wir im gleichen Gebäude hocken. Wie geht es dir?«

Mühelos rief ich Informationen ab. Die 26-jährige ledige Adriana Wolter arbeitete, unter anderem, am Schalter der Kreissparkasse.

»Prima«, antwortete die Gefragte. »Kein Ehemann, der mir auf den Geist geht.« Sie gluckste und musterte meine Frau von Kopf bis Fuß. »Chic herausgeputzt, Lorena. Gibt es was zum Feiern?«

»Nein – und ja.« Sie schilderte den Tod der Mutter und die heutigen Tätigkeiten.

Die Arbeitskollegin riss die grasgrünen Augen auf. »Großer Gott! Wahrhaftig kein Grund für Feierlichkeiten.« Sie runzelte die Stirn. Fragende Miene. »Was soll das *Ja* in deiner Antwort?«

Lorena winkte ab. »Du weißt doch, dass ich mein Verhältnis zu Mutter mit unterkühlt bis tiefgefroren bezeichnete. Ich werde sie beerben.«

»Erfreuliche Geschichte in einer traurigen Angelegenheit. Dann gehörst du demnächst zur Gilde der reichen Frauen.«

Brummen. »So toll ist es auch wieder nicht.«

Adriana strich ihr sanft über einen Oberarm.

»Herzliches Beileid.«

»Danke.«

»Du bist an der Reihe.«

Lorena trat an den Schalter, gab das Kuvert ab, zahlte und wandte sich zu ihrer, ein paar Zentimeter kleineren, Kollegin. »Ich warte draußen auf dich.«

Ich bewunderte deren gelocktes kupferrotes Haar, das sie in einer modischen Kurzhaarfri- sur trug. Echte rote Haare, echte Locken, wie ich dem entsprechenden Gehirnbereich mei- ner Frau entnahm.

Vorm Gebäude stellte sich Lorena an die Treppe, die zu den Parkplätzen führt. Ich verschaffte mir weitere Informationen über die Arbeitskollegin. Eine fand ich sensationell. Ich platzierte sie im Hauptquartier neben der Entdeckung vom Samstagmorgen.

Adriana kam auf uns zu. Unter einer blau-grün karierten Baumwolljacke, die bis Mitte der Oberschenkel reichte, trug sie eine dunkelgrüne Bluse, in deren Ausschnitt ein voller, aber nicht zu üppiger Busen, wogte. Ein enger dunkelblauer Rock, eine Handbreit über den Knien endend, und schwarze Pumps mit halbhohen Absätzen vervollständigten ihr Outfit. Etwas füllige Figur, genau meine Kragenweite, also kein mit Stoffen behangenes Bügelbrett.

Rundes hübsches Gesicht mit ein paar Sommersprossen. Stupsnäschen. Volle Lippen, dunkelrot geschminkt. Normales Kinn mit einem Grübchen. Die Hautfarbe begeisterte mich, sie ähnelte frisch geschlagener Sahne. Ach, wie ich hellhäutige Frauen liebe! Keine Ahnung, warum. Gefallen mir eben.

Adriana lächelte uns an. Blitzend weiße Zähne.

»Wo parkst du?«, fragte Lorena.

»Direkt neben dir.«

Meine Frau wälzte ein paar Überlegungen.
»Hast du etwas Zeit?«

Strahlen im Grasmeeer herrlicher Augen. »Für dich immer – außerdem – was soll ich jetzt alleine in der Wohnung rumhocken? Mit dir zu plaudern, macht weitaus mehr Spaß.«

»Genau. Komm, wir schlendern durch die Fußgängerzone.«

Die Mädels unterhielten sich über Mode, Kosmetika und die Arbeit, Gesprächsstoff für Jahrhunderte. Vor einem Schuhgeschäft hielten sie inne und musterten die Auslagen.

Adriana kicherte und sah Lorena an. »Wie geht es deinem Mann? Immer noch oft auf Achse?«

»Dem geht es super. Ich schmeiß ja den Haushalt, kümmere mich um den Garten und bediene den Herrn. Und was die Touren betrifft – stören mich nicht, da wuselt er auch nicht ständig um mich herum und nervt.«

Süßes Kichern der Arbeitskollegin. »Wie sieht es mit der Liebe aus? Immer noch himmelhoch jauchzend?«

Ich erfreute jede Zelle an den drei Sommersprossen auf ihrer Nasenspitze.

Brummende Lorena. »Zufriedenstellend. Du weißt ja, die glühende Leidenschaft verebbt nach einer gewissen Zeit. Völlig normal; einen derartigen Zustand kann nicht über Jahre hinaus aufrechterhalten. Man muss die Liebe ins echte Leben einbauen. Gelingt mal mehr oder weniger gut.«

»Verstehe, zurzeit bin ich solo. Das brauche ich ab und zu, um mein Seelenleben und die Gedankenwelt zu ordnen.«

»Leider bleibt so etwas einer Ehefrau versagt. Manchmal wünsche ich mir drei Wochen Auszeit. Geht natürlich nicht.«

Adriana nickte und musterte ihre schlichte Armbanduhr. Sie sah meiner Frau in die Augen. »Sag mal, musst du nicht bald nach Hause und den Ehemann bekochen?«

Liebliches Glucksen. »Bis Samstag nicht. Der Kerl fällt in Aachen herum.« Sie runzelte die Stirn und ergriff den linken Oberarm der

Kollegin. »Apropos Kochen. Weißt du, was wir beide nachher anstellen?«

»Nein.«

»Ich lade dich zum Essen ein, und zwar ins *Postillione*. Kennst du das?«

»Nein.«

»Herbert und ich aßen erst zweimal dort. Er sagt immer, er sehe nicht ein, derart viel Geld für Restaurantessen auszugeben.«

Katrin und ich hatten aus dem gleichen Grund dieses italienische Restaurant *La Trattoria del Postillione* im ehemaligen Bahnhof nur fünfmal aufgesucht.

Lorena lächelte und fuhr fort: »Mir ist das heute egal. Ich verjubele ein bisschen der Erbschaft. Wir werden schlemmen, einschließlich Vor- und Nachspeise.«

Glanz im Grünmeer. »Toll, da gehe ich gerne mit. Danke für die Einladung.« Adriana sah an sich hinab. »Ich hoffe nur, dass die Figur nicht darunter leidet. In den letzten sechs Wochen hielt ich mich mit Essen und Alkohol zurück, nahm zwei Kilo ab.«

»Jetzt hör aber auf. Du bist doch keineswegs zu dick.«

Die Diätwillige grunzte. »Du hast ja null Probleme mit deiner Superfigur. Ich bringe mit 1,64 Meter immer noch schreckliche 72 Kilo auf die Waage. Bis Weihnachten will ich weitere drei Kilo abspecken.«

Ich verstand die Frau. Katrin hatte sich in den letzten 20 Jahren verzweifelt bemüht, von ihrem Übergewicht runterzukommen, das auf Bauch, Hüften, Oberschenkeln und Hintern gesessen hatte. Erfolge? Mäßig. Sporadisch mal vier, fünf Kilo runter und Monate später wieder rauf.

Mich störte das damals nicht. Auf einer fülligen Frau liegt man hübsch weich und ein ... Jetzt ist aber Feierabend. Ich breite doch hier nicht das Sexualleben mit Katrin aus, wer bin ich denn.

Lorena winkte ab. »Heute ist Ausnahmetag. Ab morgen darfst du wieder hungern. Ich weiß jedoch, dass etliche Männer auf strammen Figuren stehen.«

Genau, Liebes, *ich* gehöre dazu.

Jetzt winkte Adriana ab.

Eine halbe Stunde später saßen sie im Restaurant an einem blütenweiß gedeckten Viertisch. Ein netter schwarzhaariger Kellner brachte die Speisekarten. Die Frauen lehnten einen Aperitif ab.

Lorena orderte Mineralwasser und zwei Viertel eines trockenen Weißweins aus Apulien.

Sie studierten die Karten. »Du kannst essen, was du möchtest«, offerierte meine Frau. »Achte nicht auf den Preis.«

»Danke.« Liebliches Schimmern im Augen grün.

Die Schlemmerinnen bestellten die Vorspeisen: Scampi mit Tagliatelle in einer würzigen Tomatensoße. Lecker, bis auf die Meeresfrüchte, hatte ich bereits im ersten Leben verabscheut.

Der Kellner servierte die Hauptgerichte: gegrillter Fisch mit Beilagen. Welcher Art Fisch und Beilagen?

Interessierte mich nicht. Ich gierte nach den Momenten, in denen Lorena ihrer Begleiterin Blicke zuwarf. Jedes Mal erhaschte ich Einsichten in den Ausschnitt mit der verlockenden Furche des Busens. Glühwürmchen im Gehirn.

Übrigens – was Fisch betrifft; im früheren Leben hatte ich nur selten dieses Meeresgetier verspeist, sehr zu Katrins Leidwesen. Mein Motto lautete damals: keine toten Fische, keine toten Vögel.

»Echt klasse Essen«, lobte Adriana.

»Ja, sehr lecker.«

Das Hauptquartier besaß ja Verbindungen über Lorenas Geschmacksknospen zu ihrem Empfindungsbereich, folglich hatte es mir ebenfalls geschmeckt. Hervorragende Einrichtung.

Die Nachspeisen sahen lecker aus. Meine Frau labte sich an Tiramisu, ausgezeichnet übrigens, ihr Gast an Fruchtvariationen mit Vanilleeis – ohne Schlagsahne.

Adriana tupfte die Lippen mit der weißen Stoffserviette ab und erhob sich. »Muss zur Toilette.«

Ich pries alle Götter, dass Lorena ihr hinterher sah. Besäße ich Augen, wären sie jetzt herausgefallen. Hätte ich über ein Herz verfügt, würde es sich überschlagen. Im hautengen Rock schwang bei jedem Schritt ein strammer Hintern hin und her wie in einem Sack kämpfende Katzen. Anregend, aufregend, heizte die Zentrale auf 100 Grad. Die Anzahl der Glühwürmchen im Gehirn vervielfachte sich. Erregungszustand der Atome.

Mit frisch angemalten Lippen kehrte das Traumädchen zurück. Weibliche Wesen unter 30 bezeichnete ich meistens mit Mädchen. Punkt.

Der Kellner tänzelte um den Tisch, typischer Italiener. »Einen Espresso, die Damen, einen Verdauungsschnaps?«

Die Damen glucksten und orderten Espresso und Grappa.

Lorena zahlte mit der EC-Karte und ließ fünf Euro Trinkgeld zurück.

»Sehr großzügig«, kommentierte die Kollegin.

»Mir heute egal – außerdem besitzt er einen süßen Knackarsch.«

Adriana verdrehte die Augen.

Die Zentrale schüttelte sich. Die Glühwürmchen flohen.

Die Frauen schlenderten zu ihren Fahrzeugen. Am Westhimmel drohte dunkles Wolkengebirge.

Mit sichtbarem Neid in den Augen deutete Adriana auf den BMW. »Einen tollen Schlitten fährst du, werde ich mir nie leisten können.« Sie besaß einen dunkelgrünen Opel Corsa, der aus einem Museum geflohen schien.

Lorena zuckte mit den Schultern. »Ein Gebrauchtwagen. Ich musste mühsam 60 Prozent des Kaufpreises aus dem Geizkragen Herbert ausschlagen. Den Restbetrag finanzierte ich mit einem Kredit.« Sie berührte die Kollegin an einem Arm. »Hör mal, Adria-

na, komm doch morgen gegen 17:30 Uhr zu mir. Ich koche uns was Feines, wir tratschen ausgiebig und – genehmigen uns Champagner und einen kostspieligen Wein aus Herberts Beständen.«

Das Mädchen prustete. »Wie soll ich anschließend nach Hause kommen?«

»Keine Sorge, ich zahle dir ein Taxi.«

Liebliches Lächeln.

Wäre ich ein lebendiger Mann, hätte ich mich in Adriana verknallt, obwohl ich weiß ...

»Danke. Ich freue mich, war ja noch nie in eurem Prachthaus.«

Meine Frau brummte. »Das Haus gehört einzig und allein Herbert.«

Adriana riss die Augen auf. »Wieso denn das? Hat er dir nicht die Hälfte überschreiben lassen, ist doch üblich unter Eheleuten, oder?«

Nicken. »Nach der Hochzeit wagte ich mehrmals einen entsprechenden Vorstoß. Jedes Mal abgelehnt. Unnötig und zu teuer, meinte er.«

Kopfschütteln der Kollegin. Sie beugte sich leicht vor.

Ich erfreute sämtliche Zellen mit dem Anblick des Busenansatzes.

»Wenn er sich scheiden lässt oder du dich, hockst du auf dem Trockenen, aus und vorbei dein angenehmes Leben. Ein böser Mann.«

Milde ausgedrückt, süße Adriana, der Kerl ist ein geiziges und geiles Arschloch.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com